



JÖRG S. GUSTMANN

Rassenwahn

Kriminalroman

Original

GMEINER



hagen einflößende Blick gewesen sein, denn immerhin konnte die nette Parkanlage nicht darüber hinwegtäuschen, dass hinter diesen Pforten gequälte Seelen lebten, die ihre Hände durch vergitterte Stäbe reckten und zeitweise ihre Dämonen in die Nacht hinaus schrien.

Eine dieser Seelen erwartete ihn, und hätte man ihm die Wahl gelassen, er hätte kehrtgemacht.

KAPITEL 5

Steinhöring, 18. August 1944

Der Offizier schloss die Tür seiner neuen Limousine und kam zur Ruhe. Alle Stimmen, seien sie von innen oder außen, verstummten mit einem soliden Knall. Der Chauffeur startete stumm den Motor. Ungefragt hätte er sich nie getraut, auch nur einen Laut von sich zu geben. Er hielt es für das Beste, den Mund zu halten, nicht einmal darüber nachzudenken, worin der wahre Sinn dieser ominösen Kinderheime lag. Auf dem Beifahrersitz hingegen saß ein Mann, in dessen Kopf sich die Gedanken überschlugen. Die Bilder dieses Mädchens, die er nicht abwehren konnte, verstörten ihn. Dieses Kind könnte seine gesamte Karriere ruinieren, jetzt, wo er schon so weit in der Gunst des Führers aufgestiegen war. Er dachte an die Worte des Arztes. Ja, es musste wohl an der Mutter des Kindes gelegen haben, dessen war er sich sicher. Sie war doch nicht so gesund gewesen, wie sie gesagt hatte. *Ihr* Erbgut musste fehlerhaft gewesen sein – eine Schande des deutschen Volkes. Sie war schwach und starb, in seinen Augen ein natürlicher Ausleseprozess, denn nur der Starke sollte überleben.

Dass man während des Zeugungsaktes nicht unbedingt sturzbetrunknen sein sollte, um eine gesunde Entwicklung des Kindes zu gewährleisten, hielt er nicht für bedeutsam.

Indes beeilte sich Dr. Reuter, die Akten von Hedwig zu suchen. Auch er war erleichtert, dass der Besucher fort war. Er ging in sein Sprechzimmer, wo er die Unterlagen in einem abschließbaren, metallenen Karteischränk aufzuheben pflegte. Im geeigneten Moment trat Schwester Hildegard hinzu und täuschte vor, Ordnung machen zu wollen. »Kann ich Ihnen helfen? Suchen Sie etwas Bestimmtes?« Sie erblickte die bereitgelegte Akte von jenem Kind, das sie seit der Geburt betreut hatte. Hedwig Strocka, uneheliche Tochter eines rein arischen Offiziers, über Generationen hinweg – so die offizielle Version. Ein Prachtexemplar für den Führer, leider jedoch ein Mädchen, das nicht an der Waffe ausgebildet werden könnte. Ein sicherlich für manche Menschen liebenswertes, nicht allzu hässliches Kind, verschlossen zwar und nicht willens, sich mit Worten mitzuteilen, doch dass sie *gar nicht* redete, entsprach nicht der Wahrheit. Sie redete nicht mit jedem, aber sie hatte mit Schwester Hildegard geredet. Wann immer die Schwester sich um sie bemühte, fand sie die Tür, die man öffnen musste, um zu Hedwigs Inneren zu gelangen, eine Tür, die sonst niemand fand. Nur dann, wenn sie allein waren und kein anderer sie sah oder hörte, öffnete Hedwig die zarten, manchmal bläulich verfrorenen Lippen und überredete ihre Stimmbänder, mit sanften und weichen Tönen Worte entstehen zu lassen, die so niedlich und unschuldig klangen, dass sie unmittelbar Zugang zu Hildegards Herzen fanden.

»Bitte, halten Sie mich nicht für unverschämt, aber sagen Sie mir doch bitte, was mit Hedi geschehen soll.« Obwohl sie es bereits wusste, weil sie gelauscht hatte, durfte sie auf keinen Fall das Vertrauen ihres Vorgesetzten verlieren. Dr. Reuter schätzte den unermüdlichen Einsatz der Schwester für die Kinder und behandelte sie mit Respekt. Einen Augenblick hielt er inne, während er seine Hände in dem Karteischränk vergrub. Er überlegte, wie weit er sie in seine Pläne einweihen durfte.

»Die Hedwig kann nicht hierbleiben«, sagte er. »Sie schadet dem Ruf unserer Einrichtung. Sie ist geistig nicht gesund.« Dann fuhr er fort, Akten zu sichten. »Ich habe es mir noch ein-

mal durch den Kopf gehen lassen. Ich denke, ich werde sie einweisen lassen müssen. Ich glaube nicht, dass irgendjemand dieses verstörte Mädchen adoptieren möchte. Sie ist eine Belastung für jede Familie, zumal in diesen Zeiten.«

Schwester Hildegard wurde unruhiger und sie konnte nicht länger an sich halten. »*Ich* könnte sie doch mitnehmen. Sie wissen doch, dass ich nach Bremen versetzt werde. In zwei Tagen reise ich ab.« Dr. Reuter wägte alle Eventualitäten ab. Es musste sichergestellt werden, dass es ab morgen keine Hedwig Strocka mehr gab, so oder so. Ein Tag mehr oder weniger würde vermutlich nichts ausmachen. Andererseits wäre das Kind ein geeignetes Objekt für neurologische Forschungen. Diese Art der geistigen Störung war weitgehend unerforscht, und es wäre gewiss interessant herauszufinden, unter welchen pharmazeutischen, physikalischen und operativen Bedingungen man Hedwigs Zunge lösen könnte. Ob sie jedoch eine Lobotomie, die Durchtrennung des hirnsässigen Stirnlappens, überleben würde, war fraglich. In Zeiten wie diesen schafften es die meisten nicht oder waren pflegebedürftig bis an ihr Lebensende.

Reuter hielt in seinen Bewegungen inne und blickte zu Schwester Hildegard auf. Es schien, als suche er in ihren Augen die richtige Antwort auf die schwierige Frage, wie man mit Hedwig verfahren solle. »Strocka war sehr ungehalten über den Zustand seiner Tochter. Ihnen ist ja nicht bekannt, was er angeordnet hat, aber von einer Verlegung hat er jedenfalls nicht gesprochen.«

»Er muss es ja nicht erfahren«, flehte Hildegard und berührte Dr. Reuter vertraulich am Arm. »Ich weiß, dass sie schwierig ist, aber ich habe wirklich keinerlei Mühe mit ihr.« Dann überlegte sie kurz, ob sie ihr Geheimnis Dr. Reuter mitteilen sollte. Es galt, alles in eine Waagschale zu werfen, um das Kind zu retten. »Hören Sie, ich weiß, Sie glauben, sie sei verrückt, weil sie nicht spricht und weil sie sich manchmal so sonderbar benimmt, aber das stimmt nicht. Sie ist nicht verrückt. Sie ist vielleicht ein wenig ...«, Hildegard rang mit Mühe nach der

korrekten Bezeichnung, »... sie ist einfach nur anders als die anderen, aber auf ihre Art doch liebenswert. Sie spricht mit *mir*! Ja, es stimmt. In meiner Gegenwart ist sie ganz normal. Glauben Sie mir, sie mag mich. Ich bin für sie wie die Mutter, die sie nie hatte.« Dr. Reuter wandte sich zu Hildegard um. 30 Jahre Erfahrung als praktischer Arzt in fast allen Belangen der angewandten Medizin hatten ihm nicht geholfen, einen Zugang zu dem Mädchen Hedwig Strocka zu bekommen, selbst wenn man seine Versuche nur als halbherzig bezeichnen konnte und er sich auf viele Kinder konzentrieren musste. Nun sagte ihm diese nicht approbierte Schwester, dass sie den Schlüssel zum Herzen dieses Mädchens besaß.

Schnell setzte sie nach. »Ja, es stimmt. Was soll ich machen? Ich mag sie und sie vertraut mir. Bitte, Herr Doktor. Sie sind doch ein guter Mensch.«

Dr. Reuter war seinerzeit Arzt aus Leidenschaft geworden, selbst wenn zu Kriegszeiten gewaltige Abstriche in ethischen Fragen gemacht werden mussten. Doch dieses Bitten und Drängen um das Kind rührte ihn. Ein Teil seines Herzens war menschlich geblieben, und er dachte sich: Was kann schon passieren? Schwester Hildegard würde mit einem Kind, dessen neuen Namen sie am nächsten Tage erfahren würden, von Bayern nach Niedersachsen reisen. Niemand würde argwöhnen, dass etwas daran nicht in Ordnung war. Weder im Zug noch an anderen Kontrollposten. Reuter wandte sich von der Schwester ab und ging in seinem Büro auf und ab. Er hatte keine Zeit, lange über diese Sache nachzudenken. Es galt nun, schnell und zugleich richtig zu entscheiden, und diese Entscheidung musste aus dem Gefühl und nicht aus der Vernunft heraus getroffen werden.

Schließlich willigte er ein. Die Tragweite dieser Entscheidung war ihm in diesem Moment nicht bewusst. »Also schön. Sie genießen mein Vertrauen, Schwester Hildegard. Nehmen Sie sie mit, aber ich möchte in regelmäßigen Abständen von Ihnen erfahren, wie sich das Kind entwickelt.«

Hildegard nickte. Ihre Augen strahlten über diesen kleinen Sieg, in einem Krieg, in dem Millionen umkamen, wenigstens ein Kind retten zu können. Hedi würde bei ihr bleiben können, wenigstens für eine gewisse Zeit.

In diesen Zeiten wusste niemand, ob der Tag, an dem man noch die warme Sommersonne genoss, nicht der letzte sein könnte. Doch es galt nur, für den jeweiligen Tag Sorge zu tragen und nicht für den nächsten, für eine ganze Woche oder einen Monat. Niemand kannte seine eigene Zukunft, geschweige denn den Zeitpunkt und die Art seines Todes. Im Hinblick auf das, was Schwester Hildegard zu erwarten hatte, war dies auch gut so, denn niemals hätte sie geahnt, dass sie die Jahreszeit, in der das Laub die Bäume verließ, nicht mehr erleben würde.

KAPITEL 6

Hamburg-Norderstedt, 2. November 2010

Pohlmann durchschritt verschiedene Türen, die eigens für ihn geöffnet wurden. Übertrieben oft blickte er sich in alle Richtungen um, während er langsamen Schrittes vorwärts ging. Er wusste nicht genau, wovon oder durch wen er sich bedroht fühlte, doch seine Sinne waren geschärft. Ihm war, als ruhten tausend unsichtbare Augen auf ihm, auf jeder seiner Bewegungen und würden spöttisch und verhöhrend auf ihn herabblicken.

Die Flure, die er beschritt, sahen im Wesentlichen gleich aus, bis auf die Menschen, die sie bevölkerten. An den bilderlosen, gelblich gestrichenen Wänden gab es nichts, worauf das Auge verweilen mochte, nichts, das dem Betrachter Freude vermittelt hätte wie ein beruhigendes Landschaftsbild oder dergleichen. In Hüfthöhe waren kalte metallene Haltestangen angebracht, an denen man sich, je nach entsprechend entspannender Medikation, entlangangeln konnte. Alle Kanten des Geländers